

Ueber die
Sonderstellung des Baldes
im nationalen Wirthschaftsleben.

Rede
beim Antritt des Rektorats
der
Ludwig-Maximilians-Universität
gehalten
am 25. November 1895
von
Dr. Franz Baur.

München 1895.

Kgl. Hof- und Universitäts-Buchdruckerei von Dr. C. Wolf & Sohn.

Hochansehnliche Versammlung!

Schon seit Monaten geht ein mächtiger Strom nationaler Begeisterung durch alle Schichten unserer Bevölkerung. Wir gedenken mit Stolz der schweren Kämpfe, welche wir vor 25 Jahren zu Deutschlands Ehre und Freiheit glücklich bestanden. Aus langer Schmach und Erniedrigung sind wir zu einem festgegliederten einigen Deutschen Reiche von Gottes Gnaden emporgestiegen. Viel edles Blut ist geflossen, bevor wir, ein friedliebendes Volk, uns selbst eines gesegneten Friedens dauernd erfreuen durften. In gehobener Stimmung können wir daher auch heute in unsere festlich geschmückte Aula eintreten, um dem neu begonnenen Studienjahre durch einen feierlichen Akt eine höhere Weihe zu verleihen.

Nach einer Verfügung des allerdurchlauchtigsten Stifters unserer Universität soll die Feier um das Fest der heiligen Katharina in der Art abgehalten werden, daß der Rektor die Lehrer und Zuhörer aller Fakultäten versammelt, eine feierliche Ansprache hält und zugleich ermahnende Worte an die Studierenden richtet.

In Erfüllung dieser meiner hohen Aufgabe, an die ich nicht ohne Bangen herantrete, heiße ich zunächst die hochansehnlichen Gäste, deren Erscheinen uns zur großen Ehre gereicht, sowie den Lehrkörper aller Fakultäten unserer Hochschule herzlich willkommen. Mit gerechtem Stolze blicken wir auf die jugendfrischen Schaaren unserer Studierenden, welche

aus fast allen Erd- und Landestheilen hieher geeilt sind, um mit Kraft und Energie an unserer Alma Mater sich für ihren künftigen Beruf vorzubereiten und frischen Geistes in die volle Studienarbeit einzutreten.

Mit tiefem Schmerze gedenken wir heute aber auch der schweren Verluste, welche unsere Universität im abgelaufenen Studienjahre durch den Heimgang guter Freunde und Kollegen erlitten hat. Sind dieselben auch jetzt unsern Augen entrückt, so wollen wir ihnen doch ein treues Andenken in unsern Herzen bewahren.

Zu großem Danke sind wir der wohlwollenden hohen Staatsregierung verpflichtet, welche, unsern Wünschen bereitwilligst nachkommend, immer bemüht war, die in den Lehrkörper gerissenen Lücken rasch und fürsorglich wieder auszufüllen.

Die neu eingetretenen Kollegen begrüßen wir herzlichst und wünschen ihnen gesegnete Berufsarbeit.

Uns alle aber möge das Band der Liebe, des Friedens und der Eintracht immer fester umschlingen. Streben wir doch alle dem einen Ziele zu, durch ernste Geistesarbeit die ewig junge Wissenschaft nach Beruf und Kräften zu fördern und dadurch der Wahrheit zum Wohle der Menschheit immer näher zu rücken. Die Liebe versöhnt, Frieden stiften wir durch eigene Mäßigung, kluge Selbstbeherrschung und rücksichtsvolle Wahrung der Berufsgrenzen unserer Mitarbeiter. Eintracht aber macht stark. Das friedliche Zusammenleben der Bürger des Staates wird zwar äußerlich schon auf dem Wege der Gesetzgebung angestrebt, aber die wahre Eintracht, welche stark und zufrieden macht, liegt doch nur in der Einigkeit im Geist; denn durch das ganze Weltall geht nur ein großer, ewiger Gedanke. So lange wir daher bei unsern Geistesarbeiten auf den ver-

schiedensten Gebieten noch auf Gegensätze stoßen, haben wir den wahren Zusammenhang der Dinge, die Wahrheit selbst, noch nicht erfaßt, wir müssen weiter und weiter forschen, und in so fern bleibt die Wissenschaft ewig jung.

Mit vollem Genuß und mit wahrer innerer Befriedigung wird der Forscher jedoch nur dann arbeiten, wenn er stets in geistiger Fühlung mit den Vertretern anderer Disciplinen bleibt und bei aller specialisirender Thätigkeit doch an dem allein erhebenden großen Gedanken festhält, daß das vielgestaltige Räderwerk der Schöpfung nicht zufällig läuft, sondern einer höheren göttlichen Weltordnung folgt. Bei aller Förderung der uns ja unentbehrlichen materiellen Interessen müssen wir außerdem aber auch mit besonderer Vorliebe die den Menschen erst zum Menschen erhebenden geistigen Güter zu erhalten suchen, indem wir das schon vielfach bedrohte Familienleben im Geiste der Liebe kräftigen und in allen Unterrichtsanstalten durch ernste, sittliche Lehrer die Jugend zu treuen, im Berufe tüchtigen, aber auch zu wahrhaft frommen und gottesfürchtigen Bürgern des Staates ausbilden.

Wenn ich von der Erhaltung der besten Güter der Menschheit rede, dann darf der Wald, der ewig gütige Spender von so vielen ökonomischen und geistigen Gaben, über dessen Werth und Bedeutung selbst unter den Gebildeten noch viel Unklarheit und Irrthum herrscht, nicht unberücksichtigt bleiben. So nahe es nun auch für mich liegt, über den Wald zu sprechen, so muß ich doch darauf verzichten, das Thema meinen Nominalsfächern zu entnehmen. Dieselben liegen auf schwierigen forst-mathematischen Gebieten, und es würde mir kaum gelingen, eine aus allen Fakultäten zusammengesetzte hochansehnliche Versammlung genügend zu fesseln. Ich will daher ein allgemeines Thema anschlagen, indem ich meine Ge-

anken über „die Sonderstellung des Waldes im nationalen Wirtschaftsleben“ entwickle.

Man kann sofort einwenden, ob überhaupt eine solche Sonderstellung bestehe und ob nicht die Waldwirtschaft denselben wirtschaftlichen Bedingungen, wie jedes andere Gewerbe, unterliege. Ein solcher Einwand hat auch eine gewisse Berechtigung, denn von dem Augenblicke an, als für einen Produktionszweig Aufwände gemacht werden, kann man von demselben auch verlangen, daß diese später in den erwirtschafteten Produkten wieder zurückvergütet werden.

Je nachdem man aber den Wald von seiner privatwirtschaftlichen oder socialpolitischen und ethischen Seite auffaßt, gelangt man bezüglich seiner Stellung im nationalen Wirtschaftsleben zu wesentlich verschiedenen Ergebnissen.

Als zur Zeit der despotischen Herrschaft Napoleons I. im Anfange dieses Jahrhunderts Deutschland wirtschaftlich erschöpft zu Boden lag und in dieser Nothlage die Art schärfer an den deutschen Wald als unter normalen Verhältnissen angelegt wurde, da sprach E. M. Arndt, der sein Vaterland über Alles liebte, den ernststen Mahnruf aus: „Jetzt wird in vielen Ländern die Art, die an den Baum gelegt wird, zu einer Art, die an das Volk angelegt wird.“ Der ideal veranlagte Arndt dachte dabei offenbar weniger an einen Niedergang der Waldrente, als an eine dauernde Schädigung des deutschen Volkscharakters, bei fortdauernder Waldverwüstung. Aehnlich äußerte sich später unser hochverehrter Kollege W. v. Nöhl, indem er die beherzigenswerthen Sätze niederschrieb: „Haut den Wald nieder und ihr zerstört die historisch bürgerliche Gesellschaft. In der Vernichtung des Gegensatzes zwischen Feld und Wald nehmt ihr dem

deutschen Volksthum sein Lebenselement. Der Mensch lebt nicht vom Brode allein. Auch wenn wir keines Holzes mehr bedürften, würden wir doch den Wald brauchen. Brauchen wir das dürre Holz auch nicht mehr, um unsern äußern Menschen zu erwärmen, so wird dem Geschlechte das grüne, in Saft und Trieb stehende zur Erwärmung seines inwendigen Menschen um so nothwendiger sein."

Die Wahrheit dieser Worte tritt bei der raschen Entwicklung unserer Industrie immer schärfer hervor. Suchen doch bereits in größeren Fabrikstädten Millionen Menschen, welche die Woche über ihr Lebensmark in überfüllten, oft ungesunden Arbeitsräumen aufbrauchen, an Sonn- und Feiertagen Stärkung an Leib und Seele im frischen, grünen Wald.

Eine ganz andere Stellung zur Waldfrage nehmen diejenigen ein, welche den Wald nur als ein Objekt der äußern Nützlichkeit, als Finanzquelle, betrachten. Als vor 35 Jahren ein realistisch angelegter Professor einer deutschen Forstakademie sich als Waldbaureformator aufspielte und den Satz niederschrieb: „Seit Anbeginn ihrer systematischen Gestaltung lastet auf der Wirthschaft des Waldes ein merkwürdiger Irrthum, gleich einem Alp, der ihre beste, nämlich finanzielle — im eigentlichen Sinne des Wortes also ihre goldene Blüthe, und dadurch mehr und mehr den Wald selbst erdrückt“, da ging ein Schrei der Entrüstung von allen wahren Freunden des Waldes um so mehr aus, als an diese Behauptung noch die weitere Forderung gestellt wurde, die älteren Holzvorräthe, namentlich auch in den Staatswaldungen, in unverantwortlicher Weise zu reduzieren und die Erlöse daraus verzinslich anzulegen, selbst auf die Gefahr hin, daß dadurch der Wald in seinem Bestande gefährdet, die Erträge aus demselben künftig verkleinert und minderwerthig würden.

Ferner sprach sich ein Nationalökonom, welcher in München Privatstudien oblag, in einer 1879 erschienenen überreizten, unreifen Schrift dahin aus, der Wald ernähre nicht einmal das Wild, derselbe habe überhaupt nie ein menschliches Dasein geschaffen, er sei mehr eine Quelle nationaler Armuth als nationalen Reichthums.

Glücklicher Weise ließen sich die deutschen Staatsforstverwaltungen solchen schlecht begründeten und unvolksthümlichen Anschuldigungen gegenüber in ihren bewährten Wirthschaftsgrundsätzen nicht beirren, welche sich in dem Sage zusammenfassen lassen: im allgemeinen ist in den Staatsforsten keine auf Kapital und Zinsgewinn gerichtete reine Geldwirthschaft zu treiben, dieselben sind vielmehr als ein der Gesamtheit der Nation gehörendes Fideikommiß zu betrachten und so zu behandeln, daß der Gegenwart ein möglichst hoher Fruchtgenuß zur Befriedigung ihrer Bedürfnisse an Waldprodukten zu Gute kommt, der Zukunft aber ein mindestens gleich hoher Fruchtgenuß von gleicher Art gesichert bleibt.

Die unzufriedenen forstlichen Finanzmänner, welche die heutigen guten Prozente der Waldwirthschaft immer noch zu klein finden, würden offenbar besserer Laune werden, wenn sie den Eigenthümlichkeiten der Waldwirthschaft nur etwas mehr Rechnung tragen wollten.

Es sei hier zunächst auf die eigenthümliche Rentenbildung des Waldbodens gegenüber derjenigen des landwirthschaftlichen Geländes hingewiesen. Es ist auffallend, daß die Nationalökonomien sich bis jetzt vorzugsweise nur der Ausbildung der Theorie der Bodenrente des Ackerbaues widmeten, obgleich noch ca. 14 Millionen ha Waldboden (oder reichlich 25% der Gesamtfläche) Deutschland bedecken, mit einer Jahresproduktion von ca. 50 Millionen Kubikmeter, einem rohen Jahresertrage von 400 Millionen, und einem

Reinertrage von 200 Millionen Mark, ganz abgesehen von den enormen Werthen, welche aus diesem Rohmateriale erst durch Industrie und Gewerbe geschaffen werden. Man war offenbar der Ansicht, es bestehe zwischen der Grundrentenbildung in der Land- und Forstwirthschaft kein Unterschied. Thatsächlich dürfte die Sache aber doch anders liegen.

Während die Landwirthschaft nach und nach ihre Kreise erweiterte, ganz nach Bedürfniß Weideflächen in Feld umwandelte, Waldungen ausstockte und urbar machte, nasse Gründe, sobald sie die Kosten zu decken versprachen, trocken legte; — kurz, während die Landwirthschaft, der steigenden Nachfrage entsprechend, mit Auslagen für die Urbarmachung begann, und erst dann zum Anbau der begehrten Bodenprodukte schritt, waren die Produkte des Waldes bereits in einem das Bedürfniß weit übersteigenden Angebote vorhanden, die schöpferische Kraft der Natur hatte den hiebsreifen Wald den Bewohnern kostenlos hingestellt, sie brauchten von demselben nur Besitz zu ergreifen. Wir werden hier sofort auf den himmelweiten Unterschied zwischen der Entwicklung der Land- und Forstwirthschaft in überzeugender Weise hingewiesen.

Würde die forstliche Grundrente nach und nach wie in der Landwirthschaft aus der steigenden Nachfrage hervorgegangen sein, dann hätten unsere Vorfahren Deutschland waldblos antreffen müssen. Die damals noch dünne Bevölkerung hätte dann aber gewiß nicht die ganze, von der Landwirthschaft noch nicht ergriffene Bodenfläche zu Wald angelegt, sondern sie hätte, ebenfalls den steigenden Bedürfnissen folgend, zunächst nur denjenigen Theil in Angriff genommen, welcher bei Aufwand gleicher Quantitäten von Arbeit und Kapital, voraussichtlich möglichst gleich hohe Erträge hätte erwarten lassen. Entlegene und schlechte Gründe wären zunächst noch unbenutzt geblieben.

Wir erblicken aber in dem Umstande, daß die ersten Bewohner Deutschland bewaldet antrafen, eine große Weisheit des Schöpfers. Deutschland mit seinen kalten Wintern, seinen rauen Frühjahren und Herbstern, mit seinen Sümpfen und sehr dürftigen Verkehrsstraßen waldblos gedacht, hätte selbst den wildesten und bedürfnislosesten Volksstamm nicht bewegen können, es auch nur vorübergehend zum Wohnsitz zu nehmen. Das vorgefundene Holz mußte ja doch die starren Glieder der Bewohner erwärmen, sie vor den Unbilden der Witterung und ihre Feinde schützen, das Wild des Waldes ihren hungrigen Leib ernähren, auch das heilige Dunkel desselben ihren inneren Menschen lebhaft anziehen, da sie in demselben ihre Götter verehrten.

Im Anfang war die Wildniß, in welche erst später der Mensch verpflanzt wurde. So lagen in Deutschland die Verhältnisse und nicht umgekehrt. Nicht aus der Blöße, sondern aus dem vorhandenen Walde wuchs wieder neuer Wald meist kostenlos aus dem Samen der vorhandenen Fruchtbäume hervor, im Falle nicht besserer überflüssiger Waldgrund rentabeleren Kulturzwecken weichen mußte. Daß in der Landwirthschaft, welche den nackten Boden jährlich nutzen kann, bei Beurtheilung der Rentabilität die Höhe der Bodenrente in erster Linie entscheidet, ist unbestritten. Dagegen läßt sich beim nachhaltigen Betriebe der Forstwirthschaft, bei welcher der geringwerthige Boden mit weit werthvolleren Holzbeständen bestockt ist, die Rente von Boden- und Bestand schwer auseinander halten. Der konservative Waldbesitzer steht daher auf solidester Basis, wenn die Summen beider, d. h. die Waldrente, ein Maximum bilden. Zu diesem Maximum gehören, von berechtigten Ausnahmen abgesehen, im Hochwald 80—150 jährige Umtriebe, wie sie thatsächlich in den meisten Staats-

waldungen bestehen und bei welchen der Nation der höchste Fruchtgenuß in den gesuchtesten Sortimenten dauernd zufällt. Alle Gelüste, die Umtriebe noch weiter zu kürzen, die älteren Bestände zu versilbern und mit den Erlösen zu spekulieren, waren meist für Staaten, Gemeinden und viele Privatwaldbesitzer vom Uebel.

Bei genannten Umtrieben wachsen auch noch stattliche Bäume und es lassen sich die Forderungen des Aesthetikers und Socialpolitikers mit denjenigen der Finanzmänner am leichtesten vereinigen. Auch dürfte wohl kaum ein deutscher Finanzminister zu finden sein, welcher nicht gestatten würde, besonders hervorragende malerische oder sonst interessante Bäume zur Freude der Bewohner auch künftig noch fortwachsen zu lassen, selbst wenn sie schließlich zu werthlosem Staube in sich zusammenbrechen.

Einen nachtheiligen Einfluß auf die normale Entwicklung der forstlichen Bodenrente übten im Laufe der Zeiten auch forstpolizeiliche Beschränkungen aus. Deutschland war, wie erwähnt, weit über das laufende Bedürfniß hinaus mit Wald bedeckt. Das Holz stockte aber auf guten und schlechten Standorten. Es hätte nun nahe gelegen, die überschüssigen Holzvorräthe zunächst von solchen Gründen zu entfernen, welche künftig die Produktionskosten noch nicht zu decken versprachen, um so das Angebot zu mindern und den Preis des Holzes zu steigern. Statt dessen wurden aber weitere Ausstöckungen polizeilich verboten und so blieben Waldungen nicht selten gerade in unwirthlichen Lagen, an steilen Hängen erhalten, welche bei höchsten Aufwänden kleinste Einnahmen abwarfen.

Trotzdem war ein derartiges Eingreifen in die Waldwirthschaft, namentlich im Gebiete der Schutzwaldungen, eine volkswirthschaftliche Nothwendigkeit. Man muß eben, im Gegensatz zu anderen Gewerben, den Wald

unter Umständen pflegen, auch wenn er privatwirthschaftlich bedeutungslos, staatswirthschaftlich aber unentbehrlich ist. Durch die Zeit gedrängt, fasse ich meine nur kurzen Andeutungen über Grundrentenbildung in dem Satze zusammen: In der Landwirthschaft entwickelte sich die Bodenrente aus der steigenden Nachfrage, in der Forstwirthschaft mußte sie sich anfänglich aus dem sinkenden Angebote herausbilden.

Eine Sonderstellung nimmt das forstliche Gewerbe auch bezüglich der forstlichen Bedürfnißfrage ein. Unter Bedürfniß verstehen wir (nach Schäffle) das Verlangen der wirthschaftlichen Persönlichkeit nach den Mitteln zur Erreichung ihrer sinnlich-sittlichen Lebenszwecke. Die menschlichen Bedürfnisse sind nach Art, Ort und Zeit, nach Volk, Sitte und Kulturstufe einem fortwährenden Wechsel unterworfen. Das Bedürfniß ist der Anfang, seine Befriedigung das Ziel der Wirthschaft. *)

Derjenige Wirthschafter, welcher den Bedürfnissen der Menschen am schnellsten folgt, wird aus seinem Gewerbe am leichtesten Gewinn ziehen. Aendern sich die Bedürfnisse, so wird wieder derjenige Produzent im Vortheil sein, welcher Arbeit und Kapital rasch aus dem nicht mehr rentierenden Gewerbe ziehen und an einem andern Orte wirthschaftlicher unterbringen kann. Die Forstwirthschaft ist in dieser Beziehung am schlechtesten situiert, denn ihre Produkte reifen oft erst nach hundert und mehr Jahren; in dieselbe einmal verwendete Kapitalien lassen sich daher später nur schwer und meist nur mit Verlust wieder aus derselben herausziehen.

Schon weit besser ist die Landwirthschaft daran. Ihre Produkte reifen jährlich, sie vermag den wechselnden Bedürfnissen leichter zu folgen

*) Hermann: Staatswald-Untersuchungen. München 1870. S. 78.

und je nach der wirthschaftlichen Lage bald Getreide, Kartoffeln, Handelsgewächse u. s. w. zu bauen, oder sich auf Viehzucht zu werfen.

Anders in der Forstwirthschaft. Eröffnet sich heute für eine neue Holzart eine vorzügliche Absatzquelle, so kann auch der intelligenteste Waldbesitzer das neue Bedürfniß nicht befriedigen, weil Holz nicht wie Gras und Rüben jährlich reift. Bis die fragliche Holzart herangereift ist, können die Bedürfnisse wieder ganz andere geworden sein. Die Forstwirthschaft bietet daher auch nur ein beschränktes Feld zur Spekulation; sie schafft nicht rasch große Reichthümer, schützt aber dafür vor schneller Verarmung. Der Zudrang zur Waldwirthschaft ist daher auch nicht groß, ihr Charakter ist der geldgierigen Menge gegenüber zu konservativ. Wir müssen daher, um uns vor Verlegenheiten zu schützen, sehr verschiedene Sortimente auf dem Stocke erhalten; denn produzieren wir, wie seither, so auch künftig, altes, mittelaltes und junges Holz in verschiedenen Sorten, so genügen wir den Anforderungen viel leichter, als wenn wir nur geringwerthiges Jungholz den Konsumenten anbieten. Wir dürfen mit anderen Worten die Wirthschaft nicht auf eine Karte setzen. In Sachsen werden jetzt schon 60 % des jährlichen Holzeinschlags in den Staatswaldungen zu Papierstoff verwendet. Sollen wir deßhalb künftig nur noch schwache Schleif- und Cellulosenhölzer erziehen? Die früher als Brennholz sehr geschätzte Buche rentiert jetzt vielfach schlecht; sollen wir sie deßhalb aufgeben? Können sich die Absatzverhältnisse nicht wieder günstiger gestalten? Wir werden, dem Drang der Verhältnisse folgend, den Anbau der Buche künftig etwas beschränken, sie mit werthvolleren Holzarten mischen, aber ein Ehrenplatz wird ihr und muß ihr immer in Deutschlands Forsten bleiben.

Man hat auch den Forstverwaltungen vorgeworfen, sie gingen bei

der Preisbestimmung ihrer Produkte nicht von richtigen Prinzipien aus; den richtigsten Ausgangspunkt bildeten, wie bei anderen Gewerben, nur die Produktionskosten. Man sprach dies große Wort gelassen aus, ohne über den Gegenstand auch nur ein wenig nachzudenken. Ja, wenn die Preisbestimmungsgründe der Forstwirtschaft immer dieselben wie bei anderen Gewerben wären, könnte man sich den Einwand gefallen lassen, aber eine Reihe bezüglichlicher Sätze der allgemeinen Wirtschaftslehre lassen sich nur schwer auf das forstliche Gewerbe übertragen. Die Produktionskosten für einen Hut, ein Paar Stiefel, ein Glas Bier lassen sich schon wegen ihrer kurzen Produktionszeiträume leicht berechnen. Aber selbst dem kühnsten Rechenkünstler wird es nicht gelingen, die Produktionskosten eines Kubikmeters Holz aus einem jetzt hiebssreifen Bestande zu berechnen, welcher vielleicht schon vor 200 Jahren natürlich oder künstlich angelegt wurde. Ebenso wenig können wir mit genügender Sicherheit z. B. die Kosten einer Eiche berechnen, welche zwar jetzt gepflanzt, aber erst nach 200 Jahren genutzt werden kann. Uebrigens wird die Forderung, die Holzpreise nach den Selbstkosten zu regeln, schon deshalb für alle Zeiten unausführbar bleiben, weil sich auf demselben Markte, auf welchem für das gleiche Sortiment doch immer gleiche Preise gezahlt werden, für die Kubikeinheit sehr verschiedene Produktionskosten berechnen. Den sichersten Maßstab für die Festsetzung unserer Forsttagen werden wir daher auch künftig in den Preisen haben, welche wir bei öffentlichen Versteigerungen, oder, im Falle zu beschränkter Konkurrenz, auf dem Submissionswege erzielen. Die Produktionskosten, welche man, schon des veränderlichen Zinsfußes wegen, hoch und niedrig berechnen kann, werden in der Forstwirtschaft für den Konsumenten nie ausschlaggebend sein.

Charakteristische Unterschiede zwischen dem land- und forstwirtschaftlichen Betriebe ergeben sich bezüglich des Steigens und Fallens der Holzpreise gegenüber den Getreidepreisen. In Ländern, welche bezüglich ihrer Getreideproduktion auf sich angewiesen sind, können bei Mißernten die Preise sehr rasch steigen, während die Holzpreise unberührt bleiben. Sinkt z. B. in schlechten Jahren das Angebot des Landwirths auf die Hälfte, so liegt für den Forstwirth kein Grund vor, bei halbem Jahreszuwachs auch sein Fällungsquantum auf die Hälfte zu setzen und dadurch den Holzpreis künstlich zu steigern. Es darf eben hier nicht übersehen werden, daß der Landwirth immer nur nutzen kann, was in einem Jahre zuwächst, während der Forstwirth bei geregelter Wirthschaft nur den ältesten Schlag erntet, welcher sich aus den einzelnen Jahreszuwachsen der ganzen Umtriebszeit — aus dem Durchschnitt der fetten und mageren Jahre — zusammensetzt.

Ein berühmter Volkswirtschaftslehrer stellte in der Preisbestimmungslehre den Satz auf: Sinken die Preise eines Produktes unter die Kosten, so wird man dasselbe anderswo ausbieten oder seiner Herstellung und Zufuhr Kapital und Talent entziehen und sich lohnenderen Beschäftigungen zuwenden. Dieser Satz ist für alle Geschäfte, aus welchen Arbeit und Kapital rasch gezogen und anderen Produktionszweigen zugewendet werden können, gewiß richtig; auf den forstlichen Betrieb ist er aber kaum übertragbar. Wurde doch schon darauf hingewiesen, daß man die Produktionskosten hiebsreifer Bestände überhaupt nicht genügend genau berechnen kann, weil bei den langen Produktionszeiträumen Löhne, Zinsfuß, Verwaltungskosten, Steuern, Bodenkapital u. s. w. fortwährenden Aenderungen unterliegen. Dazu kommt aber noch der wichtige Umstand, daß die Waldungen auf sehr verschiedenen

Standorten stoßen. Die Produkte guten Bodens decken vielleicht die Produktionskosten, diejenigen des schlechten nicht. Soll nun auf dem schlechten Boden die Waldwirthschaft sofort aufgegeben werden? Das wäre schon aus technischen Gründen unmöglich. Es würde, um ein Beispiel zu geben, den Stürmen der Eintritt in die durchbrochenen Wälder geöffnet und nach kurzer Zeit könnten auch noch die besten Bestände, welche ihre Kosten decken, vom Winde weggefedt sein.

Ueberhaupt ist es mit der Aufgabe der Waldwirthschaft, sobald die Preise unter die Kosten sinken, eine gefährliche Sache. Die Zukunft ist uns verschlossen, und schon in kurzer Zeit können die Preise wieder steigen. Schon die Anlage eines neuen Verkehrsweges kann genügen, um die Wirthschaft wieder rentabel zu machen. Im gewöhnlichen Geschäftsbetriebe kann man ja heute Ochsen und morgen Schweine mästen, heute Jäger'sche Wollenzuge und morgen Aneipp'sche Leinenstoffe umsetzen, wenn dadurch einem Bedürfnisse abgeholfen werden kann. Bei den langen Produktionszeiträumen der Forstwirthschaft sind aber solche Spekulationen fast ganz ausgeschlossen. Kein Sterblicher kann bei der Neuanlage eines Bestandes sicher voraussagen, ob die in denselben verwendeten Kosten sammt Zinneszinsen am Ende der Produktionszeit wieder vollständig in dem Produkt zurückerstattet werden, oder ein Ueberschuß erwirthschaftet wird. Der Vater baut das Holz für die Enkel und Urenkel, und die alten Eichen, welche noch theilweise in die Reformationzeit zurückreichen, sind uns jetzt doch sehr willkommen und repräsentieren einen hohen wirthschaftlichen Werth, obgleich wir ihre Produktionskosten nicht berechnen können.

Nicht viel anders steht es mit dem folgenden Satze der allgemeinen Wirthschaftslehre:

„Steigen die Preise eines Produktes über dessen Kosten, so gewährt die Produktion mehr Vortheile als andere Gewerbe; dies wird unbeschäftigte oder weniger günstig beschäftigte Kapitale und Unternehmer beiziehen, deren Wettbewerb sofort das Ausgebot steigert, bis es mit dem Begehr wieder im Gleichgewicht steht, wo dann die Preise nur noch die Produktionskosten decken“.

Auch dieser Satz ist auf den forstlichen Betrieb schwer übertragbar, schon weil die forstlichen Produkte nur sehr langsam reifen und das Produktionsmittel, der Boden, nicht beliebig vermehrt werden kann. Eine jährlich produzierende Fabrik läßt sich nach Bedarf rasch ausdehnen, nicht aber die wenig veränderliche Waldfläche in vorgeschrittenen Kulturländern. Ist doch der beste Boden längst im Besitze der Landwirthschaft. Nur schlechte Außengüter werden in neuester Zeit, wegen der hier augenblicklich herrschenden Nothlage der Landwirthe, wieder dem Walde zurückgegeben, immer handelt es sich aber nur um verhältnißmäßig kleine Flächen.

Sinken die Waldlöhne, so ist damit keineswegs auch ein Fallen der Holzpreise, wie bei anderen Gewerben, ausgesprochen; denn die Konkurrenz der Produzenten wird dieselbe nicht auf die Kosten herabzudrücken vermögen, eben weil das Waldgewerbe nicht beliebig ausgedehnt werden kann. Die für Gewerbe und Industrie bestehenden Preisbestimmungsgründe sind deßhalb auf die Waldwirthschaft nicht immer übertragbar.

Die Hauptursache für die Ausnahmstellung der Forstwirthschaft im nationalen Wirthschaftsleben liegt in ihren langen Produktionszeiträumen und in der damit verbundenen geringen Beweglichkeit des Betriebes. Der Wald ist daher auch im Besitze des Staates, der Korporationen und des

fideikommissarischen Verbandes am besten geborgen. In Deutschland haben wir noch 33% Staatswald und 22% Genossen- und Körperschaftsforste. Der parzellierte Wald, dem nur noch ein Laie das Wort reden kann, führte in weitaus den meisten Fällen stets zum Niedergang. Nur der geschlossene Wald spendet reichlichen Segen, wir sollten ihn schützen, wie unser Vaterland selbst. In Zeiten politischer Aufregung wirft sich erfahrungsmäßig die durch falsche Volksfreunde leicht verführte Volksmasse auch immer zuerst auf den Wald; läßt sich doch an ihm noch leicht ein Stückchen Kommunismus praktisch demonstrieren.

Trotz günstiger Wirthschaftsergebnisse waren aber auch die Staatswaldungen im Laufe der Geschichte doch wiederholt großen Gefahren ausgesetzt. Aus der jedenfalls für den Wald, wie auch für das Verkehrsweisen, nicht zutreffenden Lehre Adam Smiths, der Staat eigne sich nicht zum Betriebe von Gewerben, glaubte man die Veräußerung der Staatswaldungen folgern zu dürfen und es ist charakteristisch, daß man nicht in Zeiten ruhiger Ueberlegung und günstiger Finanzlage, sondern meist aus Noth zum Verkaufe derselben schritt.

So hat man am Ende des vorigen Jahrhunderts in Frankreich neben der Wegnahme vieler Güter in den Jahren 1789—1793 allein 3,5 Millionen Hektar Wald niedergeschlagen. Frankreich hat unter den früheren Mißgriffen jetzt um so schwerer zu leiden, als es nur noch 16% Wald besitzt, darunter leider $\frac{2}{3}$ in den Händen von Privaten. Nach einer Vorlage des Ministers für Ackerbau und Handel daselbst vom 28. März 1879 sind bereits 79 000 ha der Kultur zurückgegeben, während noch 758 000 ha mit einem Aufwand von 148 Millionen Fres. zur Aufforstung vorgesehen sind, wozu noch 72 Millionen für Grunderwerbungen kommen.

Auch in Oesterreich galt der Verkauf der Staatswaldungen namentlich im Laufe dieses Jahrhunderts als eine einfache Finanzmaßregel. Der Staat war durch Kriege verschuldet, das Volk verarmt, und so wurde denn unter dem schlechten Deckmantel, der Staat eigne sich nicht zum Betriebe des forstlichen Gewerbes, viel Staatswald versilbert. Die meist sehr werthvollen Waldungen gingen um Spottpreise ab, die Großkapitalisten bemächtigten sich derselben, nicht aber in der edlen Absicht, künftig bessere wirthschaftliche Zustände zu schaffen, sondern niedrigster Raubwirthschaft die Zügel schießen zu lassen. Aktiengesellschaften wurden gegründet und brachen wieder zusammen und unter den bekannten Firmen Sismundt, Kirchmayer, Stroußberg u. A. wuchsen zwar Ruinen, aber keine gesunden wirthschaftlichen Verhältnisse hervor. Jetzt weht in Oesterreich ein besserer forstpolitischer Wind. Man betrachtet die Staatswaldungen wieder als eine nationale Wohlthat und der seitherige Ackerbauminister Julius Graf zu Falkenhain hat seit 1885 wieder 150 000 ha Wald für die Staatsverwaltung für 5 253 000 fl. erworben.

Selbst in Deutschland wurden nach den schweren Napoleon'schen Kriegen hin und wieder Veräußerungen von Staatsgütern vorgenommen. Vom Jahre 1820 an nahm nämlich die Ablösung der Forstrechte einen großen Umfang an. Es fehlte vielfach an Baarmitteln und so bestand das Ablösungskapital meist in abgetretenem Walde, was wirthschaftlich vielfach ungünstig wirkte. Die Leute stöckten häufig den Bestand ab, benutzten den Boden, so lange es ohne Düngung gehen wollte, landwirthschaftlich und überließen ihn dann der langsamen Verödung. Jetzt werden in Preußen jährlich bedeutende Aufwände gemacht, um die 586 300 ha nur zur Holzzucht geeigneten Dedflächen der Kultur zurückzugeben.

Italien besitzt nur 12% Wald, darunter nicht einmal 2% Staatswald. Die Bewaldungsverhältnisse sind äußerst ungünstig, der Bauernstand, der Rückgrat der Staaten, ist vernichtet, Massenelend blüht neben großem Reichthum. Die meist durch Mißwirthschaft geschaffenen 387 000 ha Dedungen sollen jetzt auf Staatskosten mit einem Aufwande von 48 Millionen Lire der Kultur wieder zurückerobert werden.

In Tirol richten die Ueberschwemmungen von Jahr zu Jahr größere Verwüstungen an. Zur Reparatur der seit 1882 entstandenen Schäden sind ca. 30 Millionen Mark in Aussicht genommen.

Auch in der Schweiz sind die Regierungen gezwungen, große Mittel aufzuwenden, um die Schäden schlechter Waldbehandlung zu mindern.

Nicht günstig sieht es in Spanien aus und in Dänemark hat man mit der Wiederaufforstung vieler Dedländereien begonnen.

Selbst in den anfänglich für unerschöpflich gehaltenen Urwaldungen in Nordamerika zeigen sich bereits bedenkliche Lücken. Der Dollar herrscht, und zu Ringen verbundene Holzkönige fahren in ihrem traurigen Zerstörungswerke fort. Aber schon zeigen sich auch dort Bestrebungen, Forstreservationen zu bilden, welche bereits einen Umfang von 6,5 Millionen ha angenommen haben.

Ueberall beginnt es zu tagen, aber es sind weniger reiche Private, sondern die Staaten, welche die Wunden heilen, die Irrlehren und Egoismus dem Walde geschlagen haben. Die deutsche Forstwissenschaft ist zur forstlichen Leuchte geworden für alle Länder des Erdballs. Selbst die Volksvertretungen der meisten deutschen Staaten wollen den Wald nicht zum Spielballe leidenschaftlicher Privatinteressen gemacht haben.

Wie Aktiengesellschaften am besten dem deutschen Walde fern bleiben, so wenig eignet sich derselbe zur Verpachtung. Wo, wie z. B. in Oesterreich, hin und wieder Waldverpachtungen vorkamen, da handelte es sich mehr um Ausbeutung wirthschaftlich noch wenig erschlossener Wälder, als um eine künftig bessere Gestaltung der Wirthschaft. Hat sich auch auf andern ökonomischen Gebieten, z. B. in der Landwirthschaft und einzelnen Geschäftsbetrieben, das Pachtssystem gut bewährt, so macht doch der Wald auch hier wieder eine Ausnahme. Der Pächter eines Gutes, einer Wirthschaft kann die Früchte seines Fleißes und seiner Intelligenz selbst beziehen, bei der langsamen forstlichen Produktion ist das nur in untergeordnetem Maße der Fall. Bis ausgeführte Kulturen, Meliorationen Früchte tragen, ist das Leben des Pächters oder der Pachtvertrag längst erloschen. Auch ist es außerordentlich schwierig, die Pachtverträge so abzuschließen, daß von Seiten der Pächter, welche bei geordneter Wirthschaft doch nur als Nutznießer des Pachtobjectes zu betrachten sind, Eingriffe in das Waldkapital selbst ausgeschlossen bleiben.

Wir haben die Sonderstellung des Waldes seither nur von seiner ökonomischen Seite betrachtet. Es handelte sich dabei um die Produktion von Gütern mit Tauschwerth und um ziffermäßige Darstellung der nur dem Waldbesitzer zufallenden Wirthschaftserfolge. Meine Darstellung würde jedoch unvollständig sein, würde ich nicht kurz noch auf die vielen Gaben hinweisen, welche der Wald namentlich den ärmeren Volksklassen gratis spendet. Hundert Tausende Landesfinder beziehen ihren Brennholzbedarf in Form von Leeseholz kostenlos aus dem Walde, andere haben für sich und ihre Nachkommen das Recht zum freien Bezug von Brenn-, Bau- und Nutzholz, von Gras, Weide, Streu u. s. w. und wieder andere beziehen

ungestört oder gegen eine ganz geringe Vergütung in Ermangelung besseren Verdienstes Beeren, Früchte, Pilze, Blumen, Flechten, Moose und Dekorationsmaterial aus dem Walde. Es handelt sich hier um Millionen, welche nicht durch die Forstrechnungen laufen. So beziffert sich, um ein Beispiel zu geben, nur der Erlös aus Waldbeeren in einzelnen Revieren Deutschlands auf jährlich 20—30 Tausend Mark — eine reiche Einnahmequelle für sonst verdienstlose arme Familien.

Der Wald hat nun aber auch noch, gegenüber andern Gewerben, eine staatswirthschaftliche Bedeutung, indem er zugleich eine Wohlfahrtswirkung auf Land und Volk ausübt, welche sich zwar nicht in Ziffern ausdrücken läßt, die aber doch als höchst werthvolles Gemeingut Aller zu betrachten ist.

Welchen Gegensätzen begegnen wir bei Vergleichung der Arbeitsräume einer Fabrik mit denjenigen des Waldes? Schon an der Pforte der Ersteren ist in großen Lettern zu lesen: „Nichtbeschäftigten ist der Eintritt strengstens verboten“. Das ganze Sinnen und Trachten ist hier nur auf den Erwerb materieller Güter gerichtet.

Ganz anders im Walde. Nachdem derselbe seine ökonomischen Güter reichlich über das Land ausgetheilt hat, bietet er der nach körperlicher Erholung und geistiger Nahrung suchenden Menschheit noch seine vielen höheren geistigen Schätze an. Weit sind die Pforten zu den heiligen Hallen des Waldes geöffnet, um alle Freunde des letzteren, insbesondere die Stadtbewohner mit ihren bleichen Gesichtern, die Architekten, Musiker, Poeten, Landschafts- und Thiermaler, in sich aufzunehmen; sie brauchen nur Auge und Herz zu öffnen, um reiche berufliche Anregungen und volle Befriedigung an Leib und Seele zu finden. Wie öde wären München,

Berlin, Baden-Baden, Heidelberg, Frankfurt a/M. und so viele deutsche Städte ohne den nahen Wald! Wollte man an denselben, unter dem Vorwande ungenügender Rente, Hand anlegen, ein Sturm der Entriistung würde die Folge sein. Gerade hier zeigt sich die Sonderstellung des Waldes im nationalen Wirthschaftsleben im schärfsten Lichte.

Stellt doch der Wald ein großes Kunstgebäude vor, in welchem zu verschiedenen Zeiten die fortschreitende Architektur ihre Studien machte. Die deutsche Baukunst verstand es, wie sich Umland ausdrückte, auf ihrem Höhepunkt das Steinhaus in einen Wald von Schäften, Laubwerk und Blumen umzusetzen, und W. v. Kiehl vergleicht ein Dorf ohne Wald einer Stadt ohne historische Architektur, ohne Denkmäler, ohne Kunstsammlungen, kurz ohne gemüthliche und ästhetische Anregung.

Wurde doch in neuester Zeit selbst von Waldbesitzern und Forstwirthen der Wunsch laut, an den Forstlehranstalten eine Vorlesung über Forstästhetik einzuführen, damit der steife Kunstwald wieder wohnlicher und für Herz und Gemüth anregender gestaltet werde.

Der Landschaftsmaler entnimmt viele seiner schönsten Motive dem Walde. Eichen, Ulmen, Buchen und Ahorne mit ihren vielgestaltigen Kronen, die schlanke Tanne und ernste Fichte, die sittige Birke und die trauernde Weide liefern dem Künstler das Material zu seinen anregenden Bildern.

Eine eigentliche Waldmusik hat sich unter den erhebenden Eindrücken des Waldes ausgebildet. Wie sich die Vögel des Waldes in allen Tonarten in ihrem bunten Gemische lieblicher Lieder und Melodien untereinander zu übertreffen suchen, so stehen unsere Waldkomponisten in edlem Wettstreit. Da ist in erster Linie C. M. v. Weber mit seiner klaren und

beruhigenden Waldmusik zu nennen, wie sie namentlich im Freischütz und in der Euryanthe zum Ausdruck kommt. Daran reihen sich Kreuzer, Mendelssohn-Bartholdy, Silcher und Kiefer mit ihren frischen Waldliedern, wie auch Mozart in seiner Zauberflöte mit der herrlichen Strophe „Seht unsere grünen Bäume“ und viele andere würdig an.

Wie unsere Waldmusiker von den Vögeln des Waldes lernten, so werden unsere Waldlieder von der frischen Jugend, von heiteren Gesellschaften wieder in den Wald hinein getragen. Wo wäre ein gesunder Deutscher zu finden, welcher nicht im Frühjahr, beim Erwachen des ersten Buchengrüns, dem Walde zueilt, um in reinster Luft dem Gesange der Vogelwelt zu lauschen und sich mit den ersten Frühlingsboten der Pflanzenwelt zu schmücken.

Auch Waldpoeten besitzen wir in Menge. Die deutschen Dichter des Mittelalters wußten zur Bezeichnung irdischen Glückes nichts köstlicheres anzugeben, als den belaubten Wald, die duftende Linde und den Gesang der Waldvögel. Der schönste Held unserer Sage, Siegfried, beginnt sein Leben im Walde und beschließt es in demselben. Die Thiere des Waldes lieferten die Helden des Thierepos, des Reineke Fuchs. Shakespeare's „Sommernachts Traum“, „Die lustigen Weiber von Windsor“ u. a. seiner Dichtungen beweisen, daß er mit Wild und Wald gut vertraut war. Goethe's starker Sinn für den Wald ist bekannt. Wie trefflich schildert er das unheimliche nächtliche Waldesdunkel in „Willkomm und Abschied“. Kein moderner Dichter der Gegenwart wird je über den Wipfeln unserer heutigen Fabriksschlöte, etwa zum Ruhme der Spinnereien oder selbst Brauereien, ein ähnliches Gedicht zu machen verstehen, wie es Goethe in dem auf dem Gickelhahn verfaßten und den Eindruck der stillen Waldeinsam-

keit wiedergebenden Gedichte „Ueber allen Wipfeln ist Ruh“ der Nachwelt für alle Zeiten überliefert hat. Reich an Waldpoeten ist Süddeutschland. Schiller, Uhland, J. Kerner, Mörike und Eduard Paulus sind voll von Waldesluft und Waldesduft. Franz v. Kobell, den wir mit Stolz zu den Unsrigen rechnen, bewegte sich mit Vorliebe im Wald und in der Atmosphäre, wo die Gemsen klettern, und hat sich hier im Umgang mit dem Volke den Stoff gesammelt für seine sinnigen, naturtreuen, humorvollen und unübertroffenen Jagd- und Waldgedichte. Endlich sei noch des „letzten Ritters der Romantik“, des Schlesiers Joseph Freiherr von Eichendorff, mit seinem überall bekannten Walddiede „Wer hat dich du schöner Wald aufgebaut“ und seinem Waldsegen „Wem Gott will rechte Günst erweisen“ in Ehre und Anerkennung gedacht.

Kein Gewerbe, kein Industriezweig, läßt sich auf dem eben besprochenen Gebiete auch nur entfernt mit dem Walde vergleichen. Stolz und majestätisch erhebt er sich nach Form und Dimensionen über das gewöhnliche Niveau, nach allen Seiten Segen spendend, unverwundlich bei liebevoller Behandlung, ein köstliches Kleinod des deutschen Volkes.

Verehrte Kommilitonen! Am Schlusse unserer festlichen Versammlung soll ich noch Worte der Ermahnung an Sie richten. Daß Sie mit Fleiß und Interesse Ihren Studien obliegen, auf Ehre halten und gesittet leben, das ist für den akademischen Bürger selbstverständlich. Aber auch das Vaterland stellt seine Anforderungen an die hoffnungsvolle Jugend. Wir leben in einer großen, aber auch ernsten Zeit. Nach außen geachtet und gefürchtet, weil zu einem mächtigen Reiche geeinigt, steht Deutschland jetzt im Mittelpunkt des politischen Lebens der Völker. Aber wir sind

nicht immer werth der großen Opfer, welche unsere Einigung gefordert hat. Unzufriedenheit, Mißgunst, Lieblosigkeit und ungesundes Parteigetriebe wirken leider vielfach zeretzend unter den Angehörigen der bürgerlichen Gesellschaft. Mögen auch auf politischem und sozialem Gebiete noch manche Wünsche unerfüllt geblieben sein, mag es namentlich den niederen Ständen, der Großindustrie und dem Großkapital gegenüber, augenblicklich öfters schwer fallen, sich dauernd ein gemüthliches Heim zu retten, so haben wir doch auch in dieser Richtung bereits schöne Fortschritte zu verzeichnen. Jedenfalls ist egoistischer Parteistreit unpatriotisch und undeutsch; denn er führt nicht zur Stärkung, sondern zur Schwächung des nationalen Bewußtseins.

Halten Sie sich daher, meine jungen Freunde, frei von allem politischen Parteihader, er zeitigt keine gesunden Früchte. Suchen Sie lieber Sammlung im friedlichen Walde und Erholung durch Pflege guter Musik, nicht aber durch permanentes, geisttödtendes Verweilen in Café-Lokalen, bei welchen die besten Arbeitsstunden nutzlos verloren gehen. Stehen wir alle nach wie vor fest zu unsern angestammten Fürstenhäusern, pflegen wir aber auch die vollberechtigten Eigenthümlichkeiten der deutschen Volksstämme. Sollte uns aber in unserem Friedenswerke ein innerer und äußerer Feind zu stören wagen, dann wollen wir fest stehen zu Kaiser und Reich unter der Parole: Deutschland, Deutschland über Alles!

Deutschlands Zukunft liegt in seiner Jugend. Wir brauchen Männer mit kräftigen Gliedern, klaren Augen, starken Nerven, treuen und redlichen Herzen, insbesondere gläubigem Muth und deutschem Sinn.

Als es sich 1813 darum handelte, den Verwüster deutscher Lande und Sitte, — den Mann mit dem steinernen Herzen und dem unbegrenzten Ehrgeiz, der sich nicht scheute, deutsche Fürsten vor seinen Triumphwagen

zu spannen, bis ihn auf den Schneefeldern Rußlands die Hand Gottes erreichte — über den deutschen Rhein zurückzujagen, da richtet E. M. Arndt erneut aufrichtende Mahnworte an die deutsche Jugend, indem er ihr die Frage stellte: „Wer ist ein Mann?“ Er gab darauf die blündige Antwort: der beten kann, der glauben kann, der lieben kann, der streiten kann, der sterben kann. Bei anderer ernster Gelegenheit mahnte er zur Treue und Redlichkeit, zum Glauben und zur Vaterlandsliebe und schloß mit der Strophe:

Deutsche Freiheit, deutscher Gott,
Deutscher Glaube ohne Spott,
Deutsches Herz und deutscher Stahl
Sind vier Helden allzumal.

Ich glaube, liebe Kommilitonen, an diese patriotischen Worte, welche der Deutscheste aller Deutschen zur Zeit der Befreiungskriege aussprach, können wir uns immer noch halten und ich lebe der Ueberzeugung, daß auch unsere heutige akademische Jugend noch ähnlich empfindet. Sprechen doch für diese Anschauung gerade aus diesem Jahre eine Menge erhebender patriotischer Rundgebungen.

Als ich am Sedantage, in dem Augenblick, als München sich anschickte, festlichen Beleuchtungsschmuck anzulegen, im Dämmerlicht das Stiegenhaus unserer Alma Mater betrat, und in ernster Stimmung die eingelassene weiße Marmorplatte betrachtete, in welche mit schwarzen Lettern zur treuen Erinnerung 22 Namen unserer Studierenden eingegraben sind, welche jetzt vor 25 Jahren ihr edles Herzblut für uns vergossen haben, nun in Frankreichs Erde ruhen, während wir uns des geeinigten deutschen Reiches erfreuen dürfen, da wurde bei diesem ernsten Stimmungsbild mein Herz doch freudig bewegt, weil, trotz der Ferien, theilnehmende

Kommilitonen sich im Gefühle ihrer Dankbarkeit der gefallenen theuren Brüder erinnerten und das einfache Denkmal mit Blumen und Kränzen, Lorbeer und Schleifen, in sinniger Weise schmückten. Ich kann nicht umhin, den Verwirklichern dieses schönen Gedankens von dieser Stelle aus den geziemenden Dank auszusprechen.

Mir fiel aber dabei der Schlußvers zu Theodor Körner's „Aufruf“ ein, welchen derselbe als Freiwilliger in patriotisch begeisterter Stunde und kurz bevor er selbst den Heldentod für's Vaterland fand, ohne Deutschlands Befreiung noch erleben zu dürfen, an sein Volk richtete:

Doch stehst du dann, mein Volk, bekränzt vom Glücke,
In deiner Vorzeit heil'gem Siegerglanz:
Vergiß die treuen Todten nicht, und schmücke
Auch uns're Urne mit dem Eichenfranz!

